

Carol Lynch Williams • Auserkoren



DIE AUTORIN

Carol Lynch Williams verbrachte ihre Kindheit in Florida und hat mehr als zwanzig Kinder- und Jugendbücher veröffentlicht. Sie machte ihren Magister-Abschluss in Kinder- und Jugendliteratur am Vermont College und ist viermalige Gewinnerin des *Utah Original Writing Competition* und des *Nebraska's Golden Sower Award*. »Auserkoren« wurde zum *ALA Best Book for Young Readers* und *YALSA Quick Pick for Reluctant Young Adult Readers* gekürt. Die Autorin lebt mit ihren sieben Töchtern in Utah.

Carol Lynch Williams

Auserkoren

Aus dem Amerikanischen
von Petra Koob-Pawis





Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *München Super Extra*
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage 2010

Erstmals als cbt Taschenbuch Januar 2012

© 2009 by Carol Lynch Williams

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2009
unter dem Titel »The Chosen One«

bei St. Martin's Press, New York

By arrangement with Books Crossing Borders, Inc.

Dieses Werk wurde vermittelt durch Interpill Media
GmbH, Hamburg.

© 2012 für die deutschsprachige Ausgabe

cbt Verlag, in der Verlagsgruppe

Random House GmbH, München

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Übersetzung: Petra Koob-Pawis

Lektorat: Frauke Heithecker

Umschlaggestaltung: init.büro für gestaltung,

Bielefeld, unter Verwendung eines Fotos von

Plainpicture/von_quast

he · Herstellung: AnG

Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-570-30779-3

Printed in Germany

www.cbt-jugendbuch.de

*Für die Cliff-hangers und
für Julie, Margaret, Rita und Uma*

*Aber ganz besonders
für
Christian Green*

I

»Wenn ich den Propheten umbringen würde«, sage ich und gebe mir gar nicht erst die Mühe, leise zu sprechen, »dann würde ich es in Afrika tun.«

Ich blicke in Mariahs hellgrüne Augen.

Sie erwidert meinen Blick und lächelt, als wüsste sie genau, wovon ich spreche, und als sei sie der gleichen Meinung wie ich.

Ich bohre die Spitzen meiner Turnschuhe in den Wüstensand. Sogar so spät am Tag, die Sonne steht nur noch einen Spannbreit über dem Horizont, ist der Boden heiß von der Tageshitze. Ich fühle sie unter meinen Schuhsohlen. Ich fühle, wie die Hitze vom Boden aufsteigt und meine Beine hinauf unter mein knöchellanges Kleid kriecht. Nicht das leiseste Lüftchen weht.

»Aber ich weiß nicht, wie ich ihn umbringen würde. Noch nicht.« Ich halte inne, damit Mariah auch merkt, dass es mir ernst ist, todernst. Dann hole ich tief Luft und rede entschlossen weiter. »Aber wenn er erst einmal tot ist, dann würde ich seinen Leichnam neben einen Termitenhügel legen. Nach drei Stunden wäre rein gar nichts mehr von ihm übrig. In Afrika gibt es Termiten, die können so etwas. Kein Mensch würde je erfahren, was geschehen ist.«

Wieder mache ich eine Pause. Ich schaue in die untergehende Sonne, die die Wüste erst in Orange, dann in tiefes Rot taucht. Nicht ganz so rot wie Blut, aber fast. Über uns, im Osten, erscheint ein Stern nach dem anderen am Himmel. Es sind kleine Pünktchen, mehr nicht.

Ich zucke die Achseln. »*Nichts* von ihm wäre mehr übrig. Rein gar nichts. Kein bisschen.«

Mariah lächelt mich wieder an und lässt ein kurzes Glucksen hören. Ich setze sie von einer Hüfte auf die andere, dann beuge ich mich zu ihr, ich rieche Puder und den Geruch von Salbei, der aus der Wüste kommt. Ich berühre ihr Gesicht mit den Lippen, es ist so zart und glatt. Acht Monate alt ist dieses Baby jetzt, meine jüngste Schwester, und so süß wie frischer Rahm. Und genauso dick. Ich liebe sie.

Oh ja. Ich liebe sie.

»Als Erstes würde ich ihn für mich umbringen«, flüstere ich mit geschlossenen Augen an ihre Wange, die ich noch immer mit meinen Lippen berühre. »Und dann würde ich ihn für dich umbringen. Und dann für unsere anderen Schwestern. Und für unsere Mütter. Und für die anderen Frauen, die hier sind ...«

»Kyra.«

Ich zucke zusammen.

Die Stimme von Mutter Claire trägt weit über den Sand und die Steine und das Gestrüpp, die unsere Siedlung umgeben. Ihre Stimme klingt so deutlich, so klar und so nah, dass ich Angst habe, sie könnte auch meine gehört haben.

»Kyra«, ruft Mutter Claire noch einmal. Sie steht auf der Veranda ihres Wohnwagens. Im Lichtschein, der nach draußen fällt, erkenne ich, dass sie die Hände in die Hüften gestemmt hat. »Ich sehe genau, dass du dort draußen bist. Komm rein. Du weißt, wir erwarten Besuch. Komm sofort her.«

»Ich komme schon«, sage ich, aber gar nicht laut.

Mutter Claire ist gemein. Sie ist Mariahs Mutter, die erste Frau meines Vaters. Meine richtige Mutter, Mutter Sarah, ist schwanger, sie fühlt sich nicht wohl und sie muss das Bett hüten. Sie könnte dieser Frau die Stirn bieten, zumindest wenn es mich betrifft. Das hat sie auch schon getan. Aber jetzt kann sie es nicht, weil es ihr nicht gut geht.

Mariah fängt wieder zu glucksen an. In dem schummrigen Licht sehe ich, dass sie müde ist. Müde vom Wiegen und von der Hitze und vielleicht auch müde von meiner Stimme. Sie legt den Kopf an meine Schulter und gähnt herzhaft.

»Du hast es gut«, sage ich. »Du kannst das alles heute Abend verschlafen.«

Später helfe ich Mutter Sarah, die kleineren Mädchen für unsere Besucher zurechtzumachen, dann kümmere ich mich um sie selbst. Sie liegt auf dem Sofa, sie ist blass und ihr Bauch wölbt sich im sechsten Monat. Ich streiche über ihr langes blondes Haar. »Darf ich ein paar Minuten nach draußen gehen? Ich bin mit allem fertig.«

Ich würde gerne Klavier spielen, Mozart wiederauf-

erstehen lassen, bis Prophet Childs kommt. Aber der Gemeindesaal ist jetzt geschlossen.

Mutter blickt mich mit ihren Augen an, die so blau sind wie der Abendhimmel. »Was hast du vor, Kyra?«, fragt sie.

Ich zucke die Schultern. »Ich möchte nur eine Minute alleine sein.«

Mutter Sarah stützt sich auf den Ellbogen und legt den Kopf schräg, als würde sie lauschen. Ich höre, wie meine beiden jüngsten Schwestern mit ihren Puppen spielen. Laura, die nur um ein Jahr jünger ist als ich, sitzt am Esstisch und schreibt in ihr Tagebuch.

»Wir haben noch fast eine Stunde Zeit, bis der Prophet vorbeikommt«, mischt sich Laura nun ein. »Aber glaubt ja nicht, dass ich eure traute Unterhaltung belauschen wollte.« Laura grinst mich an. Unser Wohnwagen ist so klein, dass einer hören kann, was der andere denkt.

»Wenn ihr mich ruft, werde ich sofort kommen«, verspreche ich. Meine Mutter nickt, dann sinkt sie aufs Sofa zurück und schließt die Augen.

Ich gehe hinaus zu den Ölweiden am Rand unserer Siedlung.

Wir haben es gut, unser Wohnwagen steht gleich neben diesen Bäumen, die ich so sehr mag. Ich mag ihren Geruch im Frühling und ich liebe das Silbergrau ihrer Blätter. Ich mag es, wenn die Blätter im Sommer so dicht sind, dass ich mich in ihnen verstecken kann. Ich mag es, wenn ich dort für mich allein sein kann. An einem

Baum habe ich die spitzen Stacheln der unteren Äste entfernt.

Danach hat meine Mutter zu mir gesagt: »Kyra Leigh Carlson! Warum in aller Welt hast du mein bestes Küchenmesser genommen, um an einem Baum herumzuschneiden? In deinem Alter sollte man wissen, dass man so etwas nicht tut.«

»Es ist besser, als von den Dornen gestochen zu werden«, antwortete ich, und sie machte ein Geräusch mit der Zunge, das sich anhörte wie ein Huhn, das im Hühnerkäfig gackert.

Ich konnte ihr natürlich nicht sagen: »Ich brauche einen Platz, an dem ich für mich sein kann, an dem ich ungestört atmen kann. Deshalb habe ich das Messer genommen.« Was ich auch nicht sagen konnte, war: »Mutter, ich bin jetzt beinahe vierzehn Jahre alt, und ich bin keine Minute allein, ausgenommen wenn ich auf der Toilette sitze, und sogar dann will Carolina reinkommen, und ich muss die Tür mit dem Fuß zuhalten, denn das Schloss ist schon wer weiß wie lange kaputt.« Ich konnte ihr nicht sagen: »Es gibt Tage, da muss ich allein sein.« Stattdessen zuckte ich einfach mit den Schultern.

Ich kletterte also auf den Baum und setzte mich auf den höchsten Ast. Mein Kleid spannt über meinen Knien und ich ziehe es ein bisschen nach oben.

»Danke, Jesus«, sage ich. Und ich meine es wirklich so.

Die ganze Familie ist in Aufregung, weil uns der Prophet besuchen will. Alle sind deshalb ganz aus dem Häuschen.

»Keiner ist deshalb verwirrt«, sage ich. »Nur ich.«

In meiner Familie gibt es kein Kind, keine Mutter, die den Propheten nicht verehrt.

»Ich verehere ihn auch«, murmele ich vor mich hin.
»Manchmal jedenfalls.«

Aber mein Leben ist gerade dabei, sich zu verändern. Ich lerne dazu. »Ich werde erwachsen«, sage ich in die Nachtluft hinein. Ich bin sicher, ich bin die Einzige unter den Erwählten, die sich schon einmal gewünscht hat, der Prophet wäre tot und würde von Termiten aufgefressen.

Ich spähe durch das Geäst der Ölweiden auf unsere Siedlung. Wenn ich die Blätter beiseiteschiebe, kann ich von hier aus fast alles übersehen. Den Rasen vor den Häusern des Propheten und seiner Apostel, den Laden, den Tempel und den Gemeindesaal, in dem wir unterrichtet werden und in dem wir uns auch an Mittwochabenden versammeln. Alles sehe ich. Und niemand kann mich sehen.

»Hmm«, sage ich und atme mit geschlossenen Augen tief ein. Es riecht so gut, das Alleinsein.

Nachdem ich einen Moment lang so sitze, schlage ich die Augen auf und schaue dorthin, wo ich zu Hause bin, ich sehe es eher vor meinem inneren Auge, denn es ist schon zu dunkel, um Einzelheiten erkennen zu können: das kümmerliche Gras und den rötlichen Wüstensand, die Silhouetten meiner beiden jüngsten Schwestern vor dem Schlafzimmerfenster. Von meinem Platz aus kann ich die drei Wohnwagen meines Vaters sehen, in denen meine Mütter wohnen. In manchen Nächten, wenn ich hier oben sitze, erkenne ich meinen Vater an seinem

Schatten hinter einer der Gardinen, und dann weiß ich, mit wem er diese Woche verbringt.

Dieser Platz auf dem Baum gehört mir ganz allein. Ich war so oft hier oben, dass mein Hintern schon fast einen Abdruck auf den Ästen hinterlassen hat. Und ich habe niemandem etwas von meinem Versteck erzählt. Nicht einmal Laura, meiner Lieblingsschwester. Hier kann ich nachdenken, ohne dass ich dabei ein kleines Kind streicheln, einen Kranken pflegen oder mich um sonst etwas kümmern müsste. Hier kann ich Pläne schmieden und Träume träumen und meinen Hoffnungen nachhängen.

»Ich bin so gern hier oben«, sage ich leise. »Es ist so schön, wenn ich alles sehen kann, aber von niemandem gesehen werde.«

Ein Windhauch weht über die Wüste und lässt die Blätter rascheln. Es ist, als wolle der Baum, dass ich dableibe, obwohl ich ihn mit dem Küchenmesser verletzt habe.

Der Tempel strahlt wie ein Leuchtfeuer. Die Fenster im Haus des Propheten sind hell erleuchtet (sein Haus ist größer als eine ganze Wohnwagenreihe). Ich sehe, wie Leute darin hin und her gehen. Der Mond kriecht hinter den Bergen hervor, er verschluckt ein paar von den Sternen.

Eine Zeitlang sitze ich einfach nur da und staune darüber, dass ich so allein sein kann, staune darüber, dass uns der Prophet besuchen will, bis Mutter Sarah mit matter Stimme nach mir ruft. »Kyra Leigh, komm rein. Wir gehen jetzt zu Mutter Claire hinüber.«

»Ich komme bald wieder«, sage ich zu dem Baum, und auch diesmal rascheln die Blätter im Wind.

Als ich näher komme, höre ich ihre Stimmen. Ich höre die Kinder, wie sie zu Mutter Claires Wohnwagen eilen. Sie lachen, eines quengelt, ein anderes, noch sehr kleines Kind schreit. Vielleicht eine von den Zwillingen? Ich beeile mich, um sie einzuholen.

Meine Brüder und meine Schwestern.

Die Kinder meines Vaters.

Es sind der Reihe nach:

Adam, 17.

Finn, 16.

Emily, 15.

Nathaniel, 15.

Ich, fast 14.

Jackson, 13.

Robert, 13.

Laura, 12.

Thomas, 11.

Margaret, 10.

Candice, 10.

Abe, 9.

April, 8.

Christian, 6.

Meadow, 5.

Marie und Ruth, 4.

Carolina, 3.

Trevor, 2.

Foster, 1.

Mariah, 8 Monate.

Und zwei weitere Babys sind unterwegs.

Wir warten.

Wir warten alle gemeinsam. Vater, alle Mütter, alle Kinder. Wir Mädchen haben unsere besten Sonntagskleider an. Meine Brüder haben auch ihre Sonntagsanzüge angezogen. Sie haben ihre Krawatten umgebunden, manche sitzen schief. Meine Haare sind so fest geflochten, dass ich Kopfschmerzen bekomme.

»Ist das nicht aufregend?«, fragt Mutter Victoria. »Der Prophet und seine Apostel kommen hierher.«

Vater lächelt. Er setzt Trevor und Foster auf seinen Schoß und lächelt.

»Vielleicht«, sagt Mutter hoffnungsvoll, und die Worte sprudeln aus ihrem Mund, »vielleicht bist du erwählt worden.«

Sie spricht leise, aber alle vierundzwanzig haben gehört, was sie gesagt hat. Sogar Mariah verstummt. Wir blicken Mutter Sarah an, dann Vater. Sein Lächeln ist jetzt so breit, dass es von einem Ohr zum anderen geht.

»Hyrum sagt, mein Name sei gefallen«, bestätigt Vater. Seine Wangen sind gerötet. Alle schauen ihn an. »In den Zusammenkünften hat man über uns gesprochen.«

Die Zeitschaltuhr am Herd geht los, und Mutter Claire eilt schnell hin, die Absätze ihrer Schuhe klappern über das Linoleum. Von meinem Sitzplatz aus kann ich sie sehen; Küche, Esszimmer, Wohnzimmer, alles ist nur ein einziger großer Raum in diesem Wohnwagen. Sie zieht Gebäck aus dem Herd.

Mutter Victoria faltet die Hände unter dem Kinn. »Über uns hat man gesprochen? Ist das dein Ernst, Richard?«

»So hat es Hyrum gesagt.« Vater drückt die beiden

Jungen auf seinem Schoß an sich und einer lacht. »Gestern hat er mit mir gesprochen. Er hat mir mitgeteilt, dass wir Besuch bekommen werden.«

»Und er hat recht gehabt«, sagt Mutter Claire von der Küche aus. Sie lächelt beinahe.

Mit einem Mal bin auch ich aufgeregt. Jedermann kann sehen, dass der Prophet und seine Apostel gesegnet sind. Sie haben richtige Häuser. Sie haben schöne Autos. Vielleicht ... und bei diesem Gedanken schlägt mein Herz bis zum Hals ... vielleicht wird auch bei uns jetzt alles anders. Vielleicht war es doch zu schlimm von mir zu wünschen, der Prophet wäre tot.

»Ich war standfest im Glauben«, sagt Vater. »Ich war immer ein treuer Jünger.«

Mir wird warm ums Herz, wenn ich das Lächeln meines Vaters sehe.

Mein guter Vater.

Ich weiß noch, wie ich auf dem Schoß meines Vaters gesessen habe. So klein, so niedlich war ich damals (ich habe Fotos gesehen, die es beweisen). Meine Haare waren weißblond. Ich hatte die gleiche Haarfarbe, die Carolina heute hat.

Ich trug ein hellblaues Kleidchen, mit einer rosafarbenen Borte. Und ich fütterte Vater mit Erdbeeren, eine nach der anderen steckte ich in seinen Mund. Dann schmiegte ich mich in seine Halsbeuge. Und er lachte und küsste mein Gesicht und sagte zu mir, wie sehr er mich liebt. Mich, seine Kyra.

»Kyra, Kyra Leigh, Leigh, Leigh«, sang er fröhlich.

»Kyra, Kyra Leigh, Leigh, Leigh«, sang ich zurück.

»Kyra, Kyra ich, ich, ich.«

Und Vater erwiderte: »Kyra, Kyra du, du, du.«

Ich blicke zum Fenster, das nach Osten geht, hinaus auf die Wüste. Der Himmel ist schon fast ganz schwarz.

Mutter Sarah sitzt neben Vater, sie hat sich an ihn gelehnt. Er tätschelt ihre Hand, streichelt meine Brüder, die auf seinem Schoß sitzen. Mutter Victoria sorgt dafür, dass die Kleinsten leise sind, und erzählt ihnen eine Geschichte von Jesus. Mutter Claire wischt die ohnehin schon blitzblanke Küche.

Adam, mein ältester Bruder, sieht mich an, als wollte er etwas sagen. Emily, die nicht ganz richtig im Kopf ist und die, wenn sie gesund wäre, eigentlich die älteste Schwester wäre, läuft aufgeregt hin und her. Allen von uns, die wir dicht gedrängt beisammensitzen, fasst sie an den Kopf. »Eins, zwei, drei«, singt sie, aber »ins faule Ei« lässt sie weg, denn wir spielen nicht Fangen. Wir warten auf den Propheten.

Wir warten auf den Gesalbten Gottes.

Doch während ich meinen Müttern zusehe, während ich meinen Vater anschau, dessen Wangen hoffnungsvoll gerötet sind, während ich meinen Geschwistern um mich herum zuhöre, bohrt sich der Schmerz tief in mein Innerstes. Ich schließe die Augen ganz fest. Kann Adam meine Gedanken lesen? Hat er deshalb zu mir herübergeblickt?

Ich habe Unheil über meine Familie gebracht. In die-

sem Moment bin ich fest davon überzeugt. Mir ist, als hätte jemand einen Kübel Eiswasser über mich geschüttet. Mir ist, als steckte ich gerade mitten im Schnee.

Mein Vater ist rein. Meine Mütter. Meine Brüder und Schwestern. Emily erst recht.

Aber ich nicht.

Ich nicht!

Ich wollte jemanden umbringen. Nein! Nicht irgendjemanden! Ich wollte den Propheten umbringen. Gottes Gesalbten. Den Erwählten des Herrn.

Und das ist noch nicht alles. Bei Weitem nicht alles.

Ohne nachzudenken, stehe ich auf. Ich muss hier raus. Ich muss weg. Ich muss zu meinem geheimen Versteck, damit ich alleine und ungestört bin. Nur weg von hier. Vielleicht sind sie dann vor meinen unreinen Gedanken sicher. Vor meinen Vergehen.

»Eins, zwei, drei«, singt Emily. Sie streckt die Hand nach meinem Kopf aus.

»Setz dich hin, Kyra«, sagt Mutter Claire. Sie steht an der Spüle und wringt ein Tuch aus. »Wir warten auf den Erwählten des Herrn.«

»Ich muss gehen«, sage ich. Nathaniel und Laura starren mich neugierig an. »Ich habe etwas vergessen.«

»Kyra«, sagt Vater, »was immer es auch sein mag, es kann warten.«

»Nein, Vater«, sage ich. Ich merke, dass ich rot werde. Meine Sünden stehen mir bestimmt ins Gesicht geschrieben. »Ich muss weg. Ihr könnt mir ja erzählen, was geschehen ist. Der Prophet wird es gar nicht bemerken, dass ich nicht da bin.«

»Kyra«, sagt Mutter. »Setz dich. Bitte.«

Mutter Victoria schnauft. »Er bemerkt alles. Er sieht alles. Er würde sofort wissen, dass du nicht da bist.«

»Kyra Leigh«, sagt meine Mutter noch einmal, und ihre Stimme ist sanft in diesem Raum, in dem sich meine Familie drängt. »Gehorche deinem Vater.«

»Ja, Frau Mutter«, antworte ich und lasse mich aufs Sofa fallen. Dann flüstere ich, so leise, dass mich auch die Geschwister, die gleich neben mir sitzen, nicht hören können: »Gott im Himmel, vergib mir. Vergib mir. Vergib mir.« Wieder und immer wieder wiederhole ich dieses Stoßgebet.

Ich darf kein Verderben über diese Familie bringen.

Zugegeben, es ist nicht nur, weil ich den Tod von Prophet Childs geplant habe. Da ist noch mehr. Noch viel mehr.

Eingezwängt zwischen meinen Geschwistern, versuche ich, nicht an meine Sünden zu denken, aber sie sind in meinem Kopf. Ich werde sie nicht los.

Als Erstes die Bücher.

Dass ich auf die Bibliothek gestoßen bin, war ein Zufall.

Prophet Childs würde keinem von uns erlauben, Bücher aus einer öffentlichen Bibliothek zu entleihen.

»Wir haben unseren Glauben«, pflegt er zu sagen. »Wir haben die Freiheit, die uns Gott schenkt. Und dies wird uns niemand nehmen, denn wir lassen nicht zu, dass uns jemand mit den Lehren Satans das Gehirn vernebelt.«

Jenseits der Grenze unserer Siedlung, auf die andere Seite der Umzäunung, über den Fluss, außerhalb unseres Gebietes bin ich gelaufen. Dort war ich und habe nach Norden geschaut, wo Florentin liegt. Ich erinnere mich genau, es war ein klarer Tag.

Es war der 13. August. Ein Mittwoch, am späten Nachmittag. Es war ein glutheißer Tag. So heiß, dass einem die Spucke im Mund antrocknete. So heiß, dass ich dachte, auch meine Augen trocknen aus, während ich die leere Landstraße entlangblickte. Die Arbeit zu Hause für meine Mutter und die anderen Mütter war getan – jedenfalls für eine Weile. Das Nähen, das Waschen, das Essen-kochen. Ja, sogar Klavier hatte ich geübt.

Jetzt stand ich da, stand einfach nur da. Und dann hörte ich, wie sich hinter mir etwas auf der Straße näherte. Auf der Straße, die ganz nah an unserer Siedlung vorbeiführt.

Es war die Rollende Bibliothek von Ironton, die auf mich zukam und in Richtung Florentin fuhr und dabei eine rote Staubwolke hinter sich aufwirbelte.

Obwohl ich in der prallen Wüstensonne stand, lief mir doch ein kalter Schauer über die Arme, als der Wagen näher kam. Die Rollende Bibliothek rumpelte an mir vorbei. Sie kam aus dem Süden, und der Fahrer – er hatte ein glatt rasiertes Gesicht und seine Baseballmütze tief in die Stirn gedrückt –, der Fahrer nickte mir zu.

Mein Herz war kurz davor zu zerspringen.

Ich sah den Fahrer aus halb geschlossenen Augen an, wegen der Sonne und auch, weil er mir zugewinkt hatte. Für wen hielt er sich eigentlich, dass er meinte, er könne

mir einfach so zunicken? Ich blickte ihm direkt in die Augen, auch wenn der Prophet der Meinung war, es sei eine Sünde, einem Ungläubigen in die Augen zu sehen.

Ich war nicht mehr dieselbe, nachdem ich diesen Lieferwagen, diesen Fahrer, der mir zunickte, gesehen hatte. Ich weiß nicht, wie. Ich weiß auch nicht, warum.

Am nächsten Tag ging ich zur gleichen Zeit an die gleiche Stelle. Ich hatte mich beeilt mit der Hausarbeit, ich hatte mich beeilt, meinen Müttern zu helfen, und auch mit den Klavierübungen. Hinter die Umzäunung, über den Fluss, weg von unserer Siedlung, ein großes Stück weit weg. Ich wartete und wartete. Keine Spur von einem Lieferwagen.

Das Gleiche wiederholte ich am nächsten Tag und am nächsten und am übernächsten, bis eine ganze Woche vorüber war. Und dann kam er wieder angerollt, der Lieferwagen. Es war Mittwochnachmittag. Derselbe Mann saß am Steuer. Er nickte mir zu. *Schon wieder.*

Mein Herz schlug bis zum Hals. Ich kniff die Augen zusammen und sah ihm direkt in die Augen.

In der dritten Woche hielt er an.

Staub wirbelte auf. Ich konnte ihn schmecken. Pulverisierter Sand.

Der Mann kurbelte das Fenster herunter. »Du willst einen Bibliotheksausweis«, sagte er und schob die Baseballmütze zurecht. Er hatte mich nicht einmal gefragt.

Und ich nickte ihm zu, so wie er mir in den vergangenen Wochen zugewinkt hatte.

»Vier Bücher auf einmal kannst du ausleihen«, erklärte

er, als ich zögernd in den Wagen stieg, wo es kühl war wegen der Ventilatoren und der Klimaanlage.

Ich hatte noch nie so viele Bücher gesehen. Noch nie zuvor. Bei dem Anblick bekam ich feuchte Augen, ja, ich spürte Tränen aufsteigen.

»Vier?«, fragte ich. Ich schmeckte den Sand auf meiner Zunge, er knirschte zwischen meinen Backenzähnen.

»Vier.«

Ich betrachtete den Mann. Ich betrachtete die Bücher. Ich stand einfach da, während mein Herz raste und raste.

»Vielleicht nehme ich erst mal eins«, sagte ich.

»Damit könntest du anfangen«, schlug er vor und gab mir etwas, das er aus einem Korb zu seinen Füßen hervorzog. »Ein Mädchen, etwa so alt wie du, hat es bei meinem letzten Halt zurückgebracht. Es hat ihr gut gefallen. Mir selbst hat es auch gut gefallen.«

Bei seinem letzten Halt? Ein anderes Mädchen? *Er* hatte dieses Buch auch gelesen?

Ich nahm das Buch und warf einen Blick auf den Einband. *Die Brücke nach Terabithia*.

Ich war nur eine Minute lang im Wagen und ich nahm auch nur ein Buch mit. Eins, das war mir klar, konnte ich leichter verstecken.

Aber wie sehr hat diese Begegnung mein Leben verändert. Von dem Moment an, als ich zu lesen anfing, war mein Leben ein anderes geworden. Ich war ein anderer Mensch geworden durch diese sündigen Zeilen.

Wer war diese Katherine Paterson? Wer waren Jesse und Leslie? Waren das Leute, die die Verfasserin kannte? Ich verschlang das Buch.

Und als ich es ausgelesen hatte
als ich fertig war
als ich auf der letzten Seite angelangt war
und Leslie starb
und Jesse ganz allein dastand ohne seine beste Freundin,

da weinte ich so sehr, dass es Mutter Victoria nicht verborgen blieb. Als ich aus dem Versteck in meinem Baum kam, das Buch hatte ich zuvor in eine Astgabel geklemmt, hoch oben, wo die Dornen sind, da fragte sie: »Wo bist du gewesen, Kyra? Du hättest mir beim Brotbacken helfen sollen.« Dann sah sie mich an und sagte ganz bekümmert: »Was ist passiert, mein Liebes?«

Aber ich konnte ihr ja nichts sagen. Nichts von Leslie oder May Belle oder von Jesse, der jetzt ganz allein war. Ich konnte Mutter Victoria nichts davon erzählen, wie jemand ertrunken ist, weggelaufen ist, gemalt hat.

Stattdessen schlang ich die Arme um ihre Hüfte und sagte, den Kopf an ihre Schulter gelehnt, während ich mir die Augen rot weinte: »Ich hab dich lieb, Mutter Victoria.«

Dann machte ich mich auf den Weg und trug das Brot zu meinen anderen Müttern und zu Schwester Allred, die gerade ein Baby bekommen hatte, während ich immer noch mit den Tränen kämpfte.

Meine Sünden.

Der Plan. Die Bücher. Und ein Junge.
Da ist auch noch ein Junge.



Carol Lynch Williams

Auserkoren

Taschenbuch, Broschur, 224 Seiten, 12,5 x 18,3 cm
ISBN: 978-3-570-30779-3

cbt

Erscheinungstermin: Januar 2012

Mitreißend und packend – ein Mädchen im Kampf gegen eine Sekte

Kyra kennt nichts anderes als ihre Welt – fernab von jeder Zivilisation lebt sie mit ihrer Familie in einer Mormonen-Sekte, in der Polygamie und Zwangsheirat die Regel sind. Bisher hat Kyra die Regeln nur zögerlich hinterfragt. Doch dann soll sie einen viel älteren Mann heiraten – der zudem noch ihr Onkel ist. Dabei ist sie heimlich verliebt – in den jungen, gutaussehenden Joshua. Als ihre Wünsche den festgesetzten Rahmen ihrer Existenz sprengen, gerät alles, was ihr lieb und teuer ist, in Gefahr ...